

Christian MANN – Matthias HAAKE – Ralf VON DEN HOFF (Hgg.), Rollenbilder in der athenischen Demokratie. Medien, Gruppen, Räume im politischen und sozialen System. Beiträge zu einem interdisziplinären Kolloquium in Freiburg i. Br., 24.-25. November 2006. Wiesbaden: Reichert Verlag 2009, 220 S., 29 s/w-Abb.

Welche Formen der menschlichen Interaktion können für das demokratische Athen des 5. und 4. Jhs. v. Chr. rekonstruiert werden und in welche normativen Konzepte und sozialen Regelwerke waren sie eingebettet? Der von Christian Mann, Matthias Haake und Ralf von den Hoff herausgegebene Sammelband behandelt diese Fragestellungen auf einer interdisziplinären Ebene und beinhaltet die Beiträge zu einer altertumswissenschaftlichen Tagung, die im November 2006 an der Universität Freiburg im Breisgau veranstaltet wurde. Wie bei Tagungsbänden üblich stellt sich auch hier für den Rezensenten bereits beim Blick auf das Frontispiz die zentrale Frage: Fügen sich die einzelnen Beiträge sinnvoll in das übergeordnete Konzept und in den bereits im Titel angekündigten methodischen Rahmen? Inwiefern wurde also im vorliegenden Fall den Fragen nach „Rollenbildern“ nachgegangen, und welche konzeptuellen Entwürfe werden von den jeweiligen Autoren angeboten, um die programmatischen Begriffe „Medien“, „Gruppen“ und „Räume“ jeweils einzeln, aber auch in ihren Beziehungen zueinander zu fassen?

Die von Christian Mann verfasste Einleitung (S. 9-15) stellt einen Versuch dar, derartige Überlegungen aufzugreifen und methodische Leitlinien für die weitere Lektüre des Bandes zu entwerfen. Nach einer kurzen Schilderung der Herausbildung der athenischen Demokratie und des damit einhergehenden sozialen Wandels konstatiert Mann, dass die gesteigerte politische Partizipation im Athen des späten 6. Jhs. v. Chr. und dann vor allem im Laufe des 5. Jhs. v. Chr. zu einer stärkeren gesellschaftlichen Segregation geführt habe. Zugleich seien „aristokratische Wert- und Verhaltenssysteme in die demokratische Ordnung inkorporiert“ worden, da „auch die demokratische Polis darauf angewiesen war, daß die traditionelle Elite Führungsrollen übernahm“ (S. 9).¹ In weiterer

¹ Unberücksichtigt bleibt dabei die Übernahme oder ungefragte Aneignung von Idealen und Werten in einem bereits aufgebrochenen oder veränderten gesellschaftlichen System, die nicht unbedingt der Zustimmung der vormaligen Elite bedarf. Zur Erklärung solcher Formierungsprozesse bieten sich etwa die von Pierre Bourdieu entwickelten Handlungstheorien bezüglich des *modus operandi* und der Angleichung an bestimmte Wertesysteme, auch durch die Aneignung materieller und geistiger Güter, an: s. P. Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (Frankfurt a.M. 1987) 57-60. 277-286. 727-748. 752-755. Vgl. P. Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen (Frankfurt a.M. 1974) 150-153. 159-201; P. Bourdieu, Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns (Frankfurt a.M. 1998) 21f. 48-52.

Folge postuliert Mann (S. 9. 10f.) eine systemische Dichotomie zwischen athenischer Politik und Gesellschaft. Als Beispiele für Widersprüche zwischen diesen beiden Systemen werden der Ostrakismos (S. 9), das auch zu Zeiten der Demokratie weiter bestehende „soziale Gefälle in der Bürgerschaft“ sowie die primär nicht auf soziale Maßnahmen abzielende Einrichtung der Liturgien (S. 9f.) angeführt. Alle drei Problemfelder stellen nun jedoch keine zwingende Evidenz für die scheinbare „Geschichte zweier Systeme“ (frei nach Charles Dickens) dar. Eine bewusste und strategische Durchdringung von sozialer und politischer Ordnung wäre ja nur dann zu leisten gewesen, wenn beide Felder bereits von den maßgeblichen zeitgenössischen Betreibern der athenischen Demokratie als solche wahrgenommen worden wären. Dies wurde durch die Heterogenität der sozialen Interessen jedoch verhindert, weshalb Politik und Soziales umso stärker ineinander spielten, ohne jedoch von den Handelnden in systemischer Hinsicht eindeutig gegeneinander abgegrenzt werden zu müssen.² Als konstitutiv für beide Systeme sieht Mann (S. 11f.) das Element der „öffentlichen Kommunikation“, die durch Medien befördert worden sei. Zum Ersten wird konstatiert, dass „Medien soziale Zuordnungen auf[weisen], indem etwa Luxusgeschirr exklusiv von der Aristokratie benutzt wurde“ (S. 11). Dabei handelt es sich freilich um eine Vermutung, die in mehrfacher Hinsicht der näheren Begründung bedurft hätte: Welche Indizien lassen sich etwa anführen, um den Benutzer eines bestimmten Geschirr-Services tatsächlich sozial zu determinieren? Wie lässt sich „Luxus“ tragfähig definieren? etc. Zweitens bezeichnet Mann „die formalen Besonderheiten des jeweiligen Mediums“ als signifikant (S. 11). Zum Dritten gibt er zu bedenken, dass „Räume und Funktionen der ‚Anwendung‘ verschiedener Medien zu unterscheiden [seien], in denen ihre Botschaften ganz unterschiedlich wahrgenommen werden konnten“ (S. 11f.). Vor allem aus den angeführten Beispielen geht hervor, dass Mann dabei besonders zwei Aspekte von „Raum“ im Sinn hat: Einerseits liegt seiner Definition ein *absoluter Raumbegriff* zugrunde, der konkrete physische Orte meint, welche den passiven Rahmen für menschliches Handeln bilden. Diesen „konkreten Orten“ stellt er „Handlungsräume“ gegenüber, die er etwa im Kult oder im Symposium ansiedeln möchte, in Bereichen also, die man treffender als *Performanzen* hätte bezeichnen können.³ Irreführend ist jedenfalls die Vorstel-

² Auch in der athenischen politischen Theorie gab es ein explizites Feld des „Sozialen“ nicht, ebenso wie die weitgehende Absenz einer echten „sozialen“ Frage im Kontext der athenischen Demokratie zu konstatieren ist, vgl. nur M.I. Finley, *Das politische Leben in der antiken Welt* (München 1991) 21f. 41f. 49-54; M.I. Finley, *Die antike Wirtschaft* ³(München 1993) 32-40; R. Osborne, *Athens and Athenian Democracy* (Cambridge 2010) 98-102. 113-116. 219-223. Zur Interdependenz politischer und sozialer Aspekte in Verbindung mit den Liturgien vgl. etwa die differenzierte Darstellung von Paul Veyne, *Brot und Spiele. Gesellschaftliche Macht und politische Herrschaft in der Antike* (München 1994) 72-79. 168-183.

³ Zur Performanztheorie und zur Unterscheidung zwischen Performanz und „Handlungsraum“ vgl. M. Löw, *Raumsoziologie* (Frankfurt a.M. 2001) 161-166; D. Bachmann-Medick,

lung, dass Kult oder Symposion per se jeweils bereits als Räume zu begreifen seien.⁴ Stattdessen konnte die Entfaltung von Performanzen in einer bestimmten, gegebenenfalls auch baulich gestalteten Umgebung eine Vielzahl relationaler Räume schaffen, die einerseits oft ortsgebunden, andererseits aber in ihrer zeitlichen Dimension auch in höchstem Maße flüchtig waren.⁵ In Manns Modell hingegen vollzieht sich Kommunikation in erster Linie zwischen Menschen durch den Einsatz von Medien in Räumen (S. 10-14). Dieses stark an Luhmanns Systemtheorie ausgerichtete Schema verliert jedoch allzu leicht den historischen Aspekt des Lebensvollzuges aus dem Blick.⁶ Als analytisches Konzept bleibt die Trennung zwischen einem politischen und einem sozialen System im demokratischen Athen früh- bis spätclassischer Zeit folglich eine rein etische Betrachtungsweise, die sich auf keine emische Entsprechung stützen kann.⁷

In seinem Beitrag „Krüppel von Natur aus“ beschäftigt sich Adrian Stähli mit Körperbildern des 5. Jhs. v. Chr. und der komplexen Beziehung zwischen Darstellungen, kulturellen Werten und sozialen Regeln (S. 17-34). Ausgehend von der Prämisse, dass der Körper und sein Abbild zu jeder Zeit einem kulturellen Diskurs unterworfen waren, der seinerseits auf den konkreten Lebensvollzug zurückwirkte, entwirft Stähli zu Beginn einen differenzierten terminologischen und methodischen Ausblick auf sein Vorhaben (S. 17-20). Im Anschluss verdeutlicht er seinen Ansatz anhand einiger Beispiele: So deutet er die regelhafte Nacktheit von Zwergendarstellungen in der rotfigurigen Vasenmalerei des 5. Jhs. v. Chr. als absichtlich eingesetztes Stilmittel der Maler, um eine abweichende Körperlichkeit drastischer inszenieren zu können. Nur aus den Anmerkungen (S. 22 Fußnote 6) erfährt der Leser, dass es zu dieser vermeintli-

Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften ²(Reinbek b. Hamburg 2007) 104-142. 291-295. 302-304.

⁴ Zum konzeptuellen Unterschied zwischen Performanz und relationalem Raum vgl. M. Schroer, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums (Frankfurt a.M. 2006) 174-181.

⁵ Zum Konzept des relationalen Raumes vgl. M. Löw, Raumsoziologie (Frankfurt a.M. 2001) bes. 53-68. 174-179. 224-230.

⁶ In diesem Zusammenhang mag ein Zitat von Richard Münch von Nutzen sein: „Normalerweise leben die Menschen nicht in einer so komplexen Welt, weil sie in eine vorgegebene Lebenswelt gemeinsam geteilter Weltsichten und Normen hineingeboren werden. Ihre Gedanken sind in Sinnengrenzen eingeschlossen; sie sind nicht in der Lage, die Erfahrung der Selektion aus einer extrem komplexen Welt zu machen [...]“ (R. Münch, Soziologische Theorie 3. Gesellschaftstheorie [Frankfurt a.M./New York 2004] 224). Generell zu Luhmanns Systemtheorie s. auch den guten Überblick ebenda 179-232 mit Lit.

⁷ Dieser Umstand bedeutet freilich noch nicht *a priori* eine Unter- oder Überlegenheit des einen oder anderen Konzeptes, aber die Perspektive der Beobachtung müsste nach Erachten des Rezensenten in der methodischen Einleitung deutlicher zum Ausdruck gebracht werden.

chen Regel auch eine Ausnahme gibt, nämlich einen bekleideten Zwerg auf einer attisch-rotfigurigen Schale aus Athen. Ohne diesen abweichenden Fall zu diskutieren und die eigene Prämisse entsprechend zu hinterfragen, zieht Stähli aus seinen Betrachtungen den zuversichtlichen Schluss, dass es sich bei den Zwergendarstellungen der rotfigurigen Vasenmalerei „zweifellos [um] Stereotypen sozialer und moralischer Diskriminierung“ gehandelt habe (S. 23). Unter Verweis auf Aristoteles (pol. 1254b,27-1255a,3; 1328b) postuliert er des Weiteren für den öffentlichen Diskurs der athenischen Demokratie eine direkte Korrelation zwischen physischer und charakterlicher Deformation sowie zwischen Behinderung und sozialem wie politischem Status (S. 23-25). Auch in den Darstellungen des Greisenalters seien derartige „Metaphern“ zu erkennen, die „moralische und soziale Disqualifizierung“ (S. 23) zum Ausdruck bringen sollten (S. 26). Die gelegentliche Anwesenheit von Zwergen in Symposion-Szenen will Stähli damit begründen, dass es sich um „rein bildliche ‚Vokabeln‘“ handle, die „auf keinerlei reale Praxis verweisen“ (S. 27). Dies wird weiter ausgeführt am Beispiel des Pygmäenbildes, das Stähli im Sinne eines der Realität enthobenen „ethnographischen Diskurses“ deutet (S. 28-30). An diesem Punkt scheint die Argumentation allerdings etwas zu stark auf die Annahme zugespitzt, dass die Umsetzung von Physiognomien *immer* ein qualitatives Urteil beinhalten muss. Auch vermag das Instrumentarium der Bildanalyse nicht nur in der Bewertung von „Ideal“, „Häßlichkeit“ oder „Schönheit“ bloß unscharf zu unterscheiden, sondern es kann naturgemäß auch die Deutungsmaßstäbe der athenischen Betrachter des 5. Jhs. v. Chr. nicht vollständig rekonstruieren.

Der folgende Beitrag von Alexander Heinemann knüpft thematisch an Stählis Überlegungen an, wäre aufgrund seines zeitlichen Schwerpunktes aber unter Umständen am Beginn des Bandes besser positioniert gewesen (S. 35-70). Unter dem suggestiven Titel „Ungleiche Festgenossen“ analysiert Heinemann spätarchaische und frühklassische Symposionsdarstellungen in methodisch reflektierter und sprachlich pointierter Weise. Ausgehend von dem Befund, dass in den Symposionsbildern der spätarchaischen Zeit eine auffällige Bandbreite von Verhaltensmustern und physiognomischen Eigenarten entwickelt wurde, wird die Frage nach der gesellschaftlichen Ausdeutung solcher Unterschiede aufgeworfen (S. 35-39). Der einleitende kritische Abriss zur Forschungsgeschichte mündet in der luziden Feststellung, dass in den meisten bisherigen Untersuchungen die Identität der Benutzer der Gefäße prämissenhaft vorausgesetzt worden sei, woraus sich ein Interpretationsspektrum von „Zeugnis für das Eindringen bürgerlicher Gruppen in eine vormals aristokratische Domäne“ bis hin zu „Teil eines inneraristokratischen bzw. elitären Diskurses“ gebildet habe (S. 40f.). Zu Recht lenkt Heinemann deshalb die Aufmerksamkeit auf

die methodische Problematik solcher Ansätze: Ohne den antiken Adressatenkreis genauer zu kennen bzw. benennen zu können, bleibt die kommunikationstheoretische Deutung, aber auch die inhaltliche Bewertung der Bilder immer von der Ausgangsannahme des modernen Forschers abhängig. Stattdessen sollte eher von der grundsätzlichen Offenheit der Bilder gegenüber einem heterogenen Kreis von Rezipienten ausgegangen werden: „Die relative Unschärfe des sozialen Milieus, in dem die Bilder ihre Wirkung entfalten, ist [...] bereits deren Entstehungsprozeß immanent“ (S. 41f.). Aus diesem Grund konzentriert sich Heinemann konsequenterweise auf die innere Strukturlogik der Bilder selbst. Diese arbeitet er anhand dreier beispielhaft ausgewählter Merkmale heraus, nämlich Glatzköpfigkeit (S. 43-45), Entblößung und Breitbeinigkeit (S. 45-49) sowie Erbrechen (S. 49-51). Die Bilder zeigen eine Bandbreite von Verhaltensweisen, die aber alle innerhalb der Gruppe von Symposiasten angesiedelt sind. Insofern, so die logische Folgerung, ist es methodisch fragwürdig, den Szenen eine eindeutig normativ-adhortative Funktion in Bezug auf einzelne Figuren beizumessen. Vielmehr scheinen die Bilder, auch in der Kontrastierung unterschiedlicher Spielarten des Symposions (S. 53-58), den Betrachter zur aktiven Reflexion über das Dargestellte herauszufordern (S. 51-53). Besonders die Erkenntnis, dass normative Vorstellungen zwar *hinter* den Symposions-Darstellungen auf spätarchaischen Trinkgefäßen stünden, aber nicht „per se Gegenstand der Bilder“ seien (S. 53), ist aus archäologisch-bildwissenschaftlicher Sicht begrüßenswert. Die Betonung der aktiven Rolle von Darstellungen in Kontexten des Lebensvollzuges bringt Heinemann zu der Feststellung, dass man statt „gruppenspezifische[r] Lesarten“ vielmehr die „dialektische Breite, mit der sich die Bilder dem kollektiven Diskurs öffnen“ schärfer in den Blick nehmen sollte (S. 59). Seine abschließenden Betrachtungen zum Wandel von schwarzfiguriger zu rotfiguriger Malerei (S. 59-63) eröffnen darüber hinaus ein vielversprechendes Feld für weitere Untersuchungen. Auf dieser Basis könnte es tatsächlich gelingen, den oftmals überstrapazierten „Betrachter“ durch die Freilegung von rezeptionsästhetischen Voraussetzungen und Bedingtheiten in einen komplexeren historischen Zusammenhang einzubinden.⁸

Als dritter Beitrag zum Bedeutungsfeld des Symposions schließt sich Fiona Hobdens „*Symposion and the Rhetorics of Commensality in Demosthenes 19*,

⁸ Zu der allgemeinen Problematik bezüglich der lückenlosen „Lesbarkeit“ bildlicher und kultureller Zeichensysteme vgl. E. Flaig, *Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom*, *Historische Semantik 1*²(Göttingen 2004) 133-136; O.R. Scholz, *Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung*²(Frankfurt a.M. 2004) 102-136; L. Wiesing, *Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes* (Frankfurt a.M. 2005) 26-54; K. Sachs-Hombach/J.R.J. Schirra, *Medientheorie, visuelle Kultur und Bildanthropologie*, in: K. Sachs-Hombach (Hrsg.), *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn* (Frankfurt a.M. 2009) 407-417.

On the False Embassy“ an (S. 71-87). Zu Recht weist Hobden einleitend darauf hin, dass in der Forschung mit dem langsamen Aussetzen der Bildzeugnisse und der Lyrik im 4. Jh. v. Chr. oft zugleich von einem Verschwinden des Symposions im spätklassischen Athen ausgegangen wurde. Nun liefern aber gerade die Gerichtsreden des 4. Jhs. v. Chr. durchaus Zeugnisse für das Fortbestehen und die soziale Schlüsselfunktion der Symposien. Exemplarisch werden diese in Folge anhand zweier Gelagedarstellungen aus Demosthenes' Rede im Gesandtschaftsprozess (Dem. 19,193-5; 19,196-7) analysiert (S. 73-77). Hobden kann herausarbeiten, dass die Symposien und Feierlichkeiten in beiden Stellen der Rede von Demosthenes gleichsam als Folien für moralisch wie politisch verwerfliches und anständiges Handeln entworfen und zueinander in Kontrast gesetzt wurden (S. 77-79). Damit wird evident, dass die Symposien auch in der zweiten Hälfte des 4. Jhs. v. Chr. nach wie vor im kollektiven Bewusstsein als „testing ground for the character and motivations of their participants“ (S. 79) dienen konnten. Dennoch möchte Hobden in weiterer Folge eine gewisse soziale Umwertung des Symposions erkennen, indem sie auf die assoziativen Verbindungen zwischen oligarchischen Hetairien und dem Trinkgelage verweist. In diesem Kontext führt sie das bei Xenophon (Hell. 2,3,56) überlieferte Schicksal des Theramenes an, der die Neige aus dem Schierlingsbecher mit einem bitter-ironischen Trinkspruch auf seinen „Henker“ Kritias zum Kottabos-Spiel benutzte (S. 81f.). Dieses Verhalten des Sterbenden hängt freilich in erster Linie mit der Hinrichtungsart durch den Giftrank zusammen und sollte gewiss nicht das Symposion per se als oligarchische Institution brandmarken. Aus diesem und anderen Beispielen zieht Hobden jedenfalls den Schluss, dass die Symposien im Laufe des 4. Jhs. v. Chr. zum rhetorischen Synonym für „Oligarchie“ und „Aristokratie“, im weitesten Sinne für antidemokratisches Verhalten geworden seien (S. 83-85). Da sie aber auch davon ausgeht, dass sich das Trinkgelage exakt zeitgleich zu einer Performanz von „men of middling wealth“ sowie der Öffentlichkeit entwickelt habe (S. 82f.), ist der Schluss unausweichlich, dass die Konnotationen der Rhetoren in immer prononcierterer Weise auf eine bereits vergangene Realität abhoben. Dieses Postulat einer gleichsam gespaltenen und sich widersprechenden Wahrnehmung von Symposien in Rede und Lebensvollzug des spätklassischen Athen vermag letztlich nicht restlos zu überzeugen.

Den zweiten Abschnitt des Bandes, der von den Herausgebern unter den Übertitel „Sozial versus Politisch: divergierende Rollenbilder“ gesetzt wurde, eröffnet ein von Josine H. Blok verfasster Beitrag zur gesellschaftlichen und politischen Bedeutung von Opferhandlungen im klassischen Athen (S. 89-111). Ausgehend von der Beobachtung, dass die Teilnahme an religiösen Ritualen und Opfern konstitutiv für den athenischen Bürgerstatus war, werden Bild-

quellen und Inschriften als Grundlagen der weiterführenden Analyse herangezogen. Dabei wertet Blok die Vasenbilder mit Opferszenen aufgrund ihrer Menge und ihrer Funktion im Gegensatz zu den Inschriften als besonders charakteristische Quelle für die „visual mentality of the observers“ (S. 92). Solche Bilder seien für ein „unspecified, general audience“ gestaltet worden und verkörperten demnach eine Art Querschnitt durch die zum Entstehungszeitpunkt jeweils aktuellen Bedeutungsmöglichkeiten (S. 92). Dieser Ansatz kann im Rahmen der vorliegenden Rezension nicht in extenso diskutiert werden. Allerdings sei auf den bereits besprochenen Beitrag von Heinemann im selben Band hingewiesen, dessen Methodik als exemplarisch für ein wesentlich differenzierteres und reflektierteres Arbeiten mit derartigen Bildzeugnissen gelten darf. Aus der anschließenden statistischen Untersuchung von Vasenbildern (S. 92-98) kommt Blok zu dem Schluss, dass in den Darstellungen eine Realität ‚unterhalb‘ der sonst auf uns gekommenen Zeugnisse zur athenischen Gesellschaft des 5. Jhs. v. Chr. vermittelt werde (S. 106f.). Danach wird auf Basis von literarischen und vor allem inschriftlichen Quellen eine Unterscheidung zwischen den Aspekten „öffentlich“ und „privat“ bei Opferhandlungen erarbeitet, die, soweit sie auf emischen Kriterien beruht, durchaus zu überzeugen vermag (S. 98-102).⁹ Diese Betrachtungen führen in Kombination schließlich zu der Feststellung: „[The] divergence in civic roles is reflected in the different degrees of involvement of men and women in animal sacrifice as represented in Attic painted pottery“ (S. 107). Für eine so zuversichtliche Deutung der Bilder im Sinne eines subversiven, metahistorischen Beweises für eine gleichmäßige Beteiligung von Mann und Frau bei Opferhandlungen fehlt dem statistischen Befund angesichts der verfügbaren Datengrundlage jedoch die nötige Signifikanz. Weder ist die Untersuchungsmenge in sich konsistent, noch wurden die entsprechenden Abbildungen von den Vasenmalern des 5. Jhs. v. Chr. mit der Intention produziert, durch ihre Zahlenverhältnisse real existierende Geschlechterbeziehungen bei Opferhandlungen zu illustrieren.¹⁰

Im Anschluss widmet sich Matthias Haake in seinem Beitrag „Doing philosophy – Soziales Kapital versus politischer Mißkredit?“ dem scheinbaren Widerspruch zwischen „politischem“ und „sozialem“ Kontext, der sich in Athen seit dem späten 5. Jh. v. Chr. für die Bewertung philosophischer Ausbildung konstatieren lässt (S. 113-145). Zuerst skizziert Haake kurz die „Selbstpositionierung“ der Philosophen in der athenischen Gesellschaft des fraglichen Zeitraums

⁹ Zu den umfassenderen rituellen und sakralrechtlichen Grundlagen vgl. die quellenstarke Synopse bei R. Parker, *Polytheism and Athenian Society*² (Oxford u.a. 2009) 37-49, 89-115, 270-289.

¹⁰ Vgl. dazu die ausgewogeneren Analysen ähnlicher Untersuchungsmengen bei O. Borgers, *Religious Citizenship in Classical Athens. Men and Women in Religious Representations on Athenian Vase-Painting*, *BABesch* 83, 2008, 73-97 und R. Osborne, *Athens and Athenian Democracy* (Cambridge 2010) 244-266.

(S. 117-120). Als Beispiele dienen ihm in erster Linie Sokrates und Platon, deren Habitus als bewusste Abweichung von der moralischen Norm des Polis-Bürgers beschrieben wird (S. 117-119). Die vor allem von Paul Zanker konstatierte Angleichung der statuarischen Darstellungen gerade dieser beiden Philosophen an das zeitgleiche Bürgerbild des frühen 4. Jhs. v. Chr.¹¹ steht dieser Interpretation freilich diametral gegenüber und wird von Haake auch nur peripher gestreift: „Was für eine Rolle einer Person [bildlich] in Szene gesetzt wurde, war abhängig vom jeweiligen Kontext und dem *auctor* der Imago“ (S. 120 Fußnote 31). Diese Bemerkung eignet sich nun aber keineswegs als Abschwächung von Zankers These, sondern unterstützt sie im Gegenteil doch eher. In weiterer Folge kommt die gesellschaftliche Verortung der Philosophen durch die athenische Öffentlichkeit in den Blick (S. 120-127). Aus den angeführten Beispielen geht hervor, dass gerade im 4. Jh. v. Chr. die Position der Philosophen durch die öffentliche Meinung zumindest potenziell immer wieder gefährdet war (S. 120-124). Gerade in der Mittleren Komödie kann darüber hinaus der Topos eines regelrechten philosophischen Habitus nachvollzogen werden, der sich nicht nur in der Kleidung und im Auftreten, sondern sogar in spezifischer Mimik äußert (S. 124-127). Um all diese Befunde von gesellschaftlicher Randständigkeit, latenter Gefährdung und topischer Aufladung mit dem bereits eingangs geschilderten Phänomen einer durchaus verbreiteten, temporären philosophischen Betätigung durch gewisse Gesellschaftsschichten zu vereinbaren, führt Haake abschließend ein soziologisches Modell ein (S. 127-135): Im Anschluss an Pierre Bourdieu postuliert er, dass es sich bei der philosophischen *paideia* um die „Bildung ‚sozialen Kapitals‘ innerhalb der athenischen Elite“ gehandelt habe, „das partiell auf ‚kulturellem Kapital‘ basierte“ (S. 132). Die Philosophie war demnach im sozialen Umfeld der athenischen Oberschicht *de rigueur*, vor dem Demos aber durchwegs kontraproduktiv. Dieses Konzept geht vor allem dann auf, wenn man wie Haake (S. 133) einen „politischen“ und einen „sozialen“ Raum voneinander abgrenzt. So können auch scheinbar widersprüchliche Quellenberichte über ein und dieselbe Person vordergründig aufgelöst werden, indem man darin einfach die Schilderung zweier unterschiedlicher Kommunikationskontexte erkennt. Damit lassen sich zwar in letzter Konsequenz alle Brüche und Gegensätze der Überlieferung glätten, doch müsste der kritisch-historische Wert einer solchen Betrachtungsweise in extenso erst noch erwiesen werden.

Eine ähnlich strikte modellhafte Trennung zwischen sozialem und politischem System prägt, ganz im Sinne der bereits oben ausführlich diskutierten Einleitung, auch den anschließenden Beitrag von Christian Mann, der den Titel

¹¹ S. P. Zanker, *Die Maske des Sokrates. Das Bild des Intellektuellen in der antiken Kunst* (München 1995) 62-66. 70-79.

„Kalokagathia in der Demokratie: Überlegungen zur Medialität der politischen Kommunikation im klassischen Athen“ trägt und den dritten Abschnitt des Bandes („Bürgerrollen: Definitionen im politischen System und Raum“) eröffnet (S. 147-170). Ausgehend von der Prämisse, dass die „mediale[n] Möglichkeiten athenischer Politiker“ (S. 147) etwa gegenüber den in Rom verfügbaren Mitteln aufgrund starker Normen und „strikte[r] Kontrolle durch das Volk“ (S. 148) eingeschränkt gewesen seien, nimmt Mann das Medium „Körper“ als anthropologisch konstantes Kapital in den Blick.¹² In überzeugender Weise arbeitet er in Folge die kulturellen Dimensionen von körperlicher Schönheit und ihre Verbindung mit positiven charakterlichen Qualitäten im klassischen Athen heraus (S. 149-152). Die Analyse entsprechender bildlicher Darstellungen kommt allerdings etwas kurz (S. 150). Als wertvolle Ergänzung sei in diesem Zusammenhang auf den bereits besprochenen, methodisch ausgezeichneten Ansatz im Beitrag von Heinemann verwiesen. Mit guten Argumenten stellt Mann des Weiteren die insbesondere von Paul Zanker stark betonte Übernahme und universale Gültigkeit des *kalokagathia*-Ideals durch die Politiker des demokratischen Athen in Frage (S. 150f.).¹³ Stattdessen strebt er anhand einer eingehenderen Analyse eine Differenzierung dieses Modells an und richtet sein Augenmerk dabei einerseits auf Ostraka mit explizitem Bezug zu körperlicher Schönheit (S. 152-158), zum anderen auf Redepassagen, die auf die „stimmliche Ästhetik einzelner Politiker“ (S. 152) abzielen (S. 158-164). Kann die Analyse der Ostraka zwar punktuell Aufschlüsse über den sarkastischen Umgang mit Bildern und Beischriften auf Gefäßen und somit über die Existenz ganz unterschiedliche Auffassungen von „Schönheit“ im klassischen Athen vermitteln, so muss hier die Frage nach den Autoren und deren Motiven freilich letzten Endes ungelöst bleiben. Diese Lücke soll durch die Untersuchung von Gerichtsreden des 4. Jhs. v. Chr., vor allem anhand der Dispute zwischen Aischines und Demosthenes, geschlossen werden. Doch auch hier

¹² Zu einer kulturanthropologischen Analyse des Politikerkörpers in der römischen Republik, aber auch für grundlegende methodische Überlegungen zu einem solchen Ansatz vgl. E. Flaig, *Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom*, *Historische Semantik 1*²(Göttingen 2004) bes. 123-136.

¹³ S. dazu etwa P. Zanker, *Die Maske des Sokrates. Das Bild des Intellektuellen in der antiken Kunst* (München 1995) 29-38. 66-69. Vgl. grundsätzlich auch L. Giuliani, *Individuum und Ideal. Antike Bildniskunst*, in: P. Bloch/B. Hüfler (Hrsg.), *Bilder vom Menschen in der Kunst des Abendlandes*, Jubiläumsausstellung der Preußischen Museen Berlin 1830-1980, 5.7.-28.9.1980 (Berlin 1980) 41-86; J. Bergemann, *Demos und Thanatos. Untersuchungen zum Wertsystem der Polis im Spiegel der attischen Grabreliefs des 4. Jahrhunderts v. Chr. und zur Funktion der gleichzeitigen Grabbauten* (München 1997) passim; R. Krumeich, *Bildnisse griechischer Herrscher und Staatsmänner im 5. Jahrhundert v. Chr.* (München 1997) passim; H. Knell, *Athen im 4. Jahrhundert v. Chr. Eine Stadt verändert ihr Gesicht: Archäologisch-kulturge-schichtliche Betrachtungen* (Darmstadt 2000) 23-46; D. Piekarski, *Anonyme griechische Porträts des 4. Jhs. v. Chr. Chronologie und Typologie*, IA 82 (Rahden 2004) passim; S. Dillon, *Ancient Greek Portrait Sculpture. Context, Subjects, and Styles* (Cambridge 2006) bes. 67-76.

wurde in letzter Konsequenz keine objektiv messbare Qualität stimmlicher Schönheit verhandelt, sondern mittels rhetorischer Strategien ein topischer Gegensatz konstruiert. Mann erkennt diese unauflösbare Relativität der jeweiligen Situationen schließlich auch an, interpretiert sie jedoch als charakteristisch für die Divergenz zwischen politischem und sozialem System und beschreibt sie folgendermaßen: „Sowohl die Betonung eigener Schönheit als auch der bewußte Verzicht auf aristokratische *Kalokagathia* lassen sich beobachten, und das Volk entschied von Fall zu Fall, welcher Person und welchem Auftreten es den Vorzug geben solle“ (S. 164). Eine solche Feststellung macht deutlich, wie wichtig die kontextuelle, jeweils den Einzelfall in den Blick nehmende Beurteilung des Phänomens der *kalokagathia* in methodischer Hinsicht wäre. Diese Art des Vorgehens müsste allerdings auch in einem zweiten Schritt versuchen, die literarische Überlieferung mit den Bildzeugnissen und epigraphischen Quellen zu vergleichen. Statt einer Trennung zwischen zwei parallel existierenden Systemen sollte dabei nach Erachten des Rezensenten die möglichst ganzheitliche Bewertung historischer Situationen im Vordergrund stehen.

Ebenfalls um normative Praktiken geht es in dem folgenden Beitrag von Peter Scholz (S. 171-192). Unter dem Titel „Der ‚gute‘ Bürger in Lykurgs Rede gegen Leokrates“ entwickelt Scholz eine eng an den literarischen Quellen orientierte, aber durchwegs kritische Deutung. Ausgehend von einer konzisen Darstellung des Sachverhalts (S. 171-173) werden zunächst die verfügbaren biographischen Informationen zu Lykurg zusammengestellt (S. 173-177). Der Verweis auf Lykurgs mangelnde persönliche Fähigkeiten zur freien Rede (S. 175) ist gerade in Bezug auf die bereits besprochenen Beiträge von Matthias Haake und Christian Mann von Bedeutung: Trotz entsprechender Ausbildung und Schulung sowie seiner unbestreitbar vornehmen sozialen Abkunft war Lykurg ganz offensichtlich nicht mit hoher individueller Begabung ausgestattet, was den Auftritt vor dem Demos betraf. Dennoch entfaltete er ein erfolgreiches politisches Wirken (S. 175-177) und kann somit als Beispiel dafür gewertet werden, dass sich „Soziales“ und „Politisches“ eben nicht im Sinne zweier autonomer Systeme gegenüberstanden, sondern im Gegenteil in höchstem Maße miteinander vernetzt waren. Ebenso gewissenhaft wie in den ersten beiden Abschnitten des Beitrags werden im Anschluss die Rolle Lykurgs als Ankläger gegen Leokrates sowie die Anklage selbst geschildert (S. 177-182). Daraus lässt sich einerseits eine stringente Haltung des Lykurg bei vergleichbaren Verfahren mit Bezug zur Schlacht von Chaironeia und ihren unmittelbaren Folgen ableiten (S. 178f.). Andererseits tritt die Singularität der von Lykurg gewählten rhetorischen Strategie im Kontext des Prozesses deutlich hervor (S. 180-182). In der abschließenden historischen Würdigung der Rede lehnt

Scholz in erster Linie mit Recht die bisher oft vertretene Deutung als „antimakedonische Parteinarbeit“ ab, da entsprechende Anspielungen auf die makedonische Frage gänzlich fehlen (S. 182). Auch die Interpretation als „programmatische Rede“ wird abgelehnt (S. 182); man müsse vielmehr darauf fokussieren, dass es sich um eine Gerichtsrede gehandelt habe, deren dezidiertes Ziel die Verurteilung des Leokrates gewesen sei. Dies ist zweifelsohne eine berechnete Feststellung. Doch auch in diesem Fall wird sich letzten Endes die Frage nach den Motiven des Lykurg weder ausblenden noch letztgültig beantworten lassen. Als Motivation des Anklägers erkennt Scholz jedenfalls die Absicht, an Leokrates ein Exempel zu statuieren, das auch in Hinblick auf die Erziehung der Jugend eine Vorbildwirkung ausüben sollte (S. 184f.). Unklar bleibt allerdings, warum ein solcher Beweggrund nicht ebenfalls mit dem Etikett „programmatisch“ versehen werden sollte. Lohnend für weiterführende Untersuchungen erscheinen in jedem Fall die Überlegungen zu den Interdependenzen zwischen *paideia* und politischem Handeln, mit denen Scholz seine überaus quellennah ausgearbeitete Darstellung beschließt (S. 186-188).

Der letzte Beitrag des Bandes stammt von Ralf von den Hoff und trägt den Titel „Die Bildnisstatue des Demosthenes als öffentliche Ehrung eines Bürgers in Athen“ (S. 193-220). Für eine Analyse der medialen Eigenschaften von athenischen Ehrenstatuen bietet sich das Bildnis des Demosthenes vor allem deshalb an, da in diesem Fall eine besonders günstige Informationslage zu konstatieren ist: So sind nicht nur die Umstände und der Ort der Aufstellung, sondern auch die Chronologie, der Wortlaut der Ehrung, der ausführende Künstler, die zugehörigen Inschriften und sogar Hinweise auf Interaktionen mit der Statue bekannt (S. 197f.). Gerade die anschließenden Überlegungen zum Aufstellungsort (S. 201-203) sind aufgrund ihrer methodischen Präzision besonders hervorhebenswert. Gestützt auf eine differenzierte und scharfsinnige Lesung der Beschreibung von Pausanias (1,3-1,8) entwickelt von den Hoff eine überzeugende Rekonstruktion der Statuentopographie auf der Agora von Athen. Auf dieser Grundlage wird es möglich, die Gruppierung von Statuen und die Platzierung jeweils neuer Bildwerke im Umfeld von älteren auf bewusste, thematisch bedingte Entscheidungen zurückzuführen (S. 203f.). Diese müssen auf einem breiten semantischen wie rezeptionsästhetischen Konsens begründet gewesen sein, der sich – wiederum entgegen der strikten systemtheoretischen Ausrichtung einiger früherer Beiträge – nur durch eine starke Durchdringung von Sozialem und Politischem herausbilden konnte. Dieser, wenngleich unausgesprochene, Widerspruch zum Prinzip der getrennten Systeme tritt auch in weiterer Folge zu Tage, wenn von den Hoff im abschließenden Teil seiner Überlegungen näher auf die formale Gestaltung der Demosthenes-Statue eingeht (S. 205-212). Die ruhige Haltung des Bildnisses wird

von ihm als bewusster Gegenentwurf etwa zu den Statuen des Aischines oder Sophokles gedeutet, steht aber auch in Widerspruch zu der literarisch belegten Impulsivität von Demosthenes' Rede (S. 208f.). Alle in Frage stehenden Statuen wurden nun allerdings auf Beschluss des Demos in öffentlichen Kontexten aufgestellt. Die Divergenzen im körperlichen Habitus der Bildwerke lassen demnach vermuten, dass die bewusste Scheidung bestimmter Verhaltensweisen in „sozial“ oder „politisch“ kein Phänomen mit ausgeprägter historischer Relevanz gewesen sein kann. Vielmehr waren es die komplexen und vielfältigen Möglichkeiten zur prozessualen Herausbildung neuartiger Entwürfe und Verhaltensweisen, die den Lebensvollzug prägten. Dies wird auch in von den Hoffs zusammenfassender Feststellung deutlich: In der Statue des Demosthenes sei *gnome* „als neue, vorbildliche und auch ohne körperliche Schönheit bzw. Kraft wirksame Qualität des Bürgers“ ins Bild gesetzt worden (S. 211).

Eine abschließende, gesamtheitliche Betrachtung der somit im Detail besprochenen Beiträge muss, gerade auch in Hinblick auf die einleitend formulierten Fragestellungen, zwiespältig ausfallen. Zwar wurden die Themenfelder von den Herausgebern mit Bedacht abgesteckt und kombiniert, und auch die zu den einzelnen Beiträgen angeführten Literaturlisten vermitteln eine gute und aktuelle Einführung in die jeweilige Thematik. Doch wurde andererseits die Relevanz der einleitend dargestellten Begrifflichkeiten („Medien“, „Systeme“ etc.) in den einzelnen Beiträgen doch durchwegs auf sehr heterogene Weise und zum größten Teil nur in begrenztem Maße aufgegriffen. Als verbindliche Leitlinien wurden die in der Einleitung herausgestrichenen Aspekte von den einzelnen Autorinnen und Autoren also offenbar nicht wirklich aufgefasst. Dennoch bietet der Band, neben seiner eminenten wissenschaftlichen Qualität, auch etliche neue Einblicke in bestimmte Aspekte der athenischen Geschichte, eröffnet neue Fragestellungen und regt somit zur weiteren Forschung, aber auch zur schärferen Ausarbeitung methodischer Instrumentarien und modellhafter Konzepte an.

Dr. Dominik Maschek
Technische Universität Darmstadt
Fachgebiet Klassische Archäologie
El-Lissitzky-Straße 1
D-64287 Darmstadt
E-Mail: dmaschek@klarch.tu-darmstadt.de